Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 1

Artikel: Auf Grenzwacht im Süden

Autor: Vögt, F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633197

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

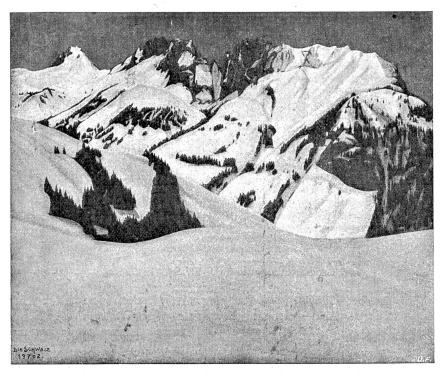
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

...=



Max Brack. - Die Gastlosen.

stalden nahm, wie Brad es getan hat. Freilich mußte der Künstler den Hintergrund etwas frei gestalten, d. h. die Szenerie nach rechts verschieben. Das war sein gutes Recht, ebenso wie die freie Gestaltung und Bereinfachung des Stadtbildes, aus dem er das störende Zuviel ausmerzte und da und dort nach kompositorischen Bedürfnissen verschob und verzeichnete. Daß dabei der schöne Zeitglockenturm und die stolzen Kuppeln des Parlamentsgebäudes so schlecht wegkamen, wird ihm aber manch ein unentwegter Berner nur schwer verzeihen können. Den Eindruck einer gewissen Rückternheit, den die Bracksche Häuserkomposition unleugdar auslöst, vermag die Farbengebung zum größten Teil wohl zu dämpfen. Ein bischen mehr historische Romantik hätte immerhin der Reklamewirkung des Bildes kaum Abbruch getan

Brad's Gebiet ist, wie oben angedeutet, die Landschaft und zwar die Gebirgslandschaft. Hier steht er auf festem Grund. Die Alpenmalerei hat seit Calame und Lugardon die bedeutsame Wandlung durchgemacht, daß sie nicht mehr bloß Typen malt, also etwa die Jungfrau-Eiger-Wönch-

gruppe als Landschaft aufgefaßt, die Blümlisalp, den Niesen 2c., sondern sie malt jest mit Borliebe eine Jungfrau, einen Riesen, und zwar faßt sie diese Berge als Individuen auf mit der besonderen Sprache ihrer Konturen, ihrer Flächen und ihrer Massigkeit. Das kann natürlich nur von den Rünftlern gesagt werden, deren Arbeiten dofumentarisch sind für ihre Beit. Brad gehört gu ihnen. Seine Gebirgslandschaften tragen Eigenart und Charafter. Die Berge, Die Brad malt — man vergleiche nebenstehen= des Bild "Die Gastlosen" —, stellen nicht bloß ein Stück Alpenland, eine charakteri= stische Gebirgslandschaft dar, sondern sie stehen um ihrer selbst willen da, festgefügt und starkgewölbt, mit Gräten und Backen, die ihre Sprache und ihre Geschichte haben. mit Lawinenrunsen und Waldbeständen, die wie die Züge eines Menschenantliges den Charafter ihres Trägers formulieren. Die weite matte Fläche des Vordergrundes gibt dem Bilde ahnungsvolle Tiefe und der trübschwere Simmel, der die weißen und schwarzen Bergkonturen scharf her= vortreten läßt, schafft ihm die einsam= traute Winterstimmung. Das Bild kann als ein Meisterstüd der Gebirgsmalerei gelten. - Nicht minder eindrudsvoll wirft

das andere Bild, das den Blid auf den Thuner- und Brienzersee, ungefähr von Aeschi aus gesehen, darstellt. An ihm fällt der festgeschlossene, durch strenges Studium bestimmte Aufbau der Landschaft auf; so geruhsam und naturlogisch müssen die Bergflanken seit Urbeginn und in aller Ewigkeit zu den Seeufern und ins Bödeli hinuntergestiegen sein.

Max Brad ist von Geburt ein Aargauer (von Mönsthal). Er ist 1878 in Bern geboren, wo er das Gymnasium durchlausen und mit dem Maturitätsexamen abgeschlossen hat. Nach drei Iahren Architekturstudium in Stuttgart, wandte er sich der Malerei zu, besuchte 2 Iahre lang in München die Privatschule von Heinrich Knirr und von 1902 weg die Akademie dieser Stadt. Dann reiste er nach Italien, wurde Schüler der Akademie in Florenz und der Schule San Gimmignand. Zuleht studierte er in Paris. Schule San Gimmignand. Zuleht studierte er in Paris. water ließ er sich in Bern und dann vorzugsweise in Gwatt nieder, wo er nun mit Fleiß der Landschaftssmalerei und der Porträtkunst obliegt. Seit 1904 stellt er in den schweizerischen Ausstellungen aus, 1908 auch in der Internationalen in München.

Auf Grenzwacht im Süden.

Kleine Skizzen aus der Grenzbesetzung von Fr. Vogt.

1. Gin Manövertag im Grenggebirge.

Truzig recen sich die mächtigen Berge, die unser enges Grenztal von Italien trennen, zum nächtlichen Simmel empor. Fast scheinen sie im matten Zwielicht noch unnahsbarer als am hellichten Tage. Sehen schmettert "Zapfenstreich" durch die Gassen unseres Grenznestes. Die Osterien und Reblauben leeren sich. Die Soldaten stellen sich zum Abendappell. Stille wird's in den Gassen und Gähchen. Die kleinen Tessinerbörschen am sonnigen Berghang träumen dem kommenden Tag entgegen. Durch die Gassen schreiebie Wache, patrouilliert durch Kantonnemente und Stelslungen. Alles in Ordnung! Nun kann auch sie der Ruhe pflegen. Und draußen weben die unsichtbaren Fäden der Nacht von Berg zu Tal und füllt sich die Luft mit dem Flüstern und Kosen schoner Herbstabende.

Am Kirchturm nehmen die Zeiger einen letzten Ruck. Nun stehen sie auf Zwölf. Harte Glockenschläge verkünden den Andruch der Geisterstunde und finden in den Flühen droben ein leises Echo, gleichsam die Antwort der Elfen und Nachtgeister, die sie zum Leben erweckten. Und fast wie Geisterspuk mutet's an, wie jetzt urplötzlich Trommelsund Trompetenschall die nächtliche Stille sündhaft untersbricht! Generalmarsch! Wir kennen ihn zu gut. Zu Beginn der Mobilisation vermochte er uns noch in eine kleine Aufsregung zu bringen. Setzt ist man abgestumpst.

Uebrigens hat man es heute bald heraus, daß es eine Uebung an die Grenze gibt. Wir sollen zeigen, wie lange es geht, bis unsere auf Grenzwache stehenden Bosten auf unsere Silfe zählen können.

Es beginnt sich zu regen wie in einem Bienenhaus. Aus allen Löchern kriechen schlaftrunkene Gestalten. Auf steiler Alpwiese sammeln sich die Kompagnien. Eine kurze Orientierung: "Italienische Alpini haben die Grenzpässe überschritten. Sie stehen mit unsern Posten in Fühlung. Ienseits der Grenze lebhafte Bewegungen."

Das ist vorderhand alles, was wir zu wissen kriegen. Aber es ist genug. Alle wissen es: Es geht in ein Gebiet, das wir als Erste im Ernstfall zu verteidigen hätten, in eine Gegend, wo die ersten Tropfen kostbaren Schweizerblutes fließen könnten. Es ist uns, als hörten wir die rollenden Salven, die dumpfen Schläge der Kanonen, als sähen wir im nächtlichen Dunkel die weißen Schrappnellwössein aufbligen, auf den Steinen die Funken der ausschlagenden Geschoffe stieden. Silfe, rasche Silfe tut not und die wollen wirdringen.

Ohne Frühstück wird abmarschiert. In langer Rolonne geht's den Knüppelweg aufwärts, anfangs durch Edelfastanien= wälder. Altehrwürdige, jahrzehntelang treu behütete, mächtige Bäume reden ihre knorrigen Aeste. Der Weg ist gut. Unsere braven Sappeure haben ihn in wochen= langer Arbeit ausgebessert. Hier haben sie ihn verbreitert, dort eine neue Brude gemacht, hier vorspringende Felsstücke weggesprengt, dort die starke Steigung durch den Einbau von Rundhölzern gemildert. Auch ein Studchen Rriegsbereit= schaft! Uebrigens ziehen auch die Landes= einwohner ihre Vorteile aus den ver= besserten Weganlagen.

Ein leiser Pfiff. Die Rolonne hält.

Es ist, wie wenn urplöglich der treibende Lebensnerv ausgeschaltet worden wäre. Die Infanteristen werfen sich ins rotbraume Berggras. Schnaufhalt. Vorn empfangen die Offiziere ihre Gesechtsbesehle, derweil sich im Osten die dunklen Schleier zu lüften beginnen, der junge Tag über die Bergspitze lugt und der Wind die letzten Nebelstreisen hinter den Berggrat weht. Frau Holle verkündet einen strahlend schönen Tag.

Die Grenze ist taum noch Büchsenschukweite entfernt. Ein Grat nur deckt uns. Dahinter der Feind. Ueber jene Einsattlung weitet sich der Blid in die ferne Boebene, siehst du den Comersee träumen, den bizarren Luganersee. Die Gefechtsgliederung sest ein, langsamer und bedächtiger naturlich als im Unterland. Die Kolonnen ziehen sich auseinander in Züge, Gruppen, einzelne Leute. Bon Rinne zu Rinne arbeiten sie sich vorwärts. Es ist beschwerlich und nicht ungefährlich, dieses Vorgeben am fahlen, abgeholzten Sang. Aber mit Leib und Seele sind unsere Leute bei der Sache. Wunderbar, wie rasch und sicher und ruhig alles geht. Sinten reißen die wadern Ranoniere ihre Gebirgskanonden in Stellung und losen donnernd den ersten Schuß. Und damit geht's los. Schuß auf Schuß, die Salven rollen ins friedliche Bergland. Und immer näher tommt die Grenze, über die die in ihrer Nachtruhe gestörten italienischen Grengsoldaten mit verwunderten Augen das seltene Schauspiel betrachten.

Auf einem Felsköpfchen, vom "Feinde" nicht eingesehen, steht der Signalposten. Sier laufen die unsichtbaren Fäden des Gesechtsseldes zusammen. Von hier aus werden die Rolonnen geleitet. Von da aus schmettert auch die Musik das Signal "Gesechtsabbruch". Für einmal vorbei! Rasch Feldslache und Brotbeutel hervor. Herz, erlabe dich im jungen Sonnenschein.

2. Der Schmuggler.

Von der verseinerten europäischen Kultur sind die Bewohner unseres abgelegenen Grenzortes noch nicht heimsgesucht. Die spartanische Einfachheit aus Großvaters Zeiten hat sich erhalten dis auf den heutigen Tag. Im rußigen



Max Brack. - Blick auf Chuner- und Brienzersee.

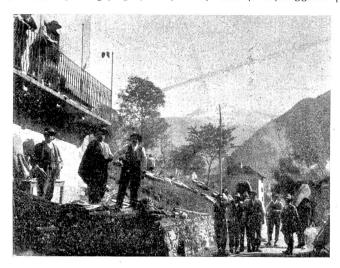
Topf am offenen Kaminfeuer kochen sie ihr Essen. Die innere Einrichtung der Wohnungen ist die denkbar primitivste. Die Gassen sind eng, winkelig. Die Häuser gleichen Steinhaufen. Und doch findet sich im elendesten Nest manch interessantes maserisches Motiv.

Unser Nachbar ist so recht ein Original. Giuseppe nennt ihn das ganze Dorf, alt und jung. Er spielt im Gemeindeleben eine recht wichtige Rolle. Im Stall hält er sich einige Geißen, manchmal auch ein Kühlein und im Andau einige schwarze Säulein. Das ist viel für hier oben und Giuseppe gilt denn auch als ein großer Bauer. Aufzwei mageren Aeckerchen vor seinem Haus, die nach ihrer Ernte als die einzigen ebenen Plätze des Dorfes uns als Uedungsplatz dienten, pflanzt er Kartoffeln. Das will etwas heißen. Berühmter aber ist sein "Bohnenplätz" und darum, daß er alle Sommer lange Zeit neben der Polenta und den Maktaroni und dem Reis auch Bohnensalat essen kann, beneiden ihn die anderen Leute gehörig.

Giuseppe ist eigentlich Bergamasker, aber schon vor langen Jahren eingewandert. Er mag an die fünfzig Jahre alt sein. Er ist von gedrungener, frästiger Gestalt, mächtigem ungepflegtem Bollbart, gutmütigen Augen. Den Hut hat er nach Italienerart stets schief aufs Haupt gedrückt. Er ist verwittert, von unbestimmbarer Farbe und scheint wenigstens so alt zu sein wie sein Besitzer. Die Hosen sind mit einer einst blauen Schärpe am Leibe festgehalten. Zwischen Hose und Weste schaut aber ständig ein Stück des roten Hemdes hervor. Das gehört zu Giuseppe so gut wie der alte, schiefe Hut.

Giuseppe ist ein leutseliger Alter, um seinen Mund grinst fast immer ein zufriedenes Lächeln. Irgend einmal in seiner Iugend trug er in Zürich eine Zeitlang den Pflasterkübel und hat aus dieser Zeit einige Deutschbrocken in sein Alter hinübergerettet, mit denen er recht vergnüglich spielt. Auch das Französische radebrechert er gar nicht so übel, wie die Großzahl der Tessiner. So kann man sich mit ihm ganz ordentlich unterhalten. Und er läßt seine Lebenserfahrung gerne leuchten.

Der Hauptberuf von Giuseppe ist das Schmuggeln. Was, höre ich ungläubig fragen, der harmlose Alte ist Schmuggler?



Schmuggler an der Südgrenze.

Jawohl, so ist es. Auch ich war zuerst ein ungläubiger Thomas, wie man mir die Mar auftischte, Giuseppe sei der größte und raffinierteste und glüdlichste Konterbandier weit und breit. Und ein paar Tage später treffe ich ihn wirklich bei seinem Schmuggelballen, wie er ihn mit seinen Rnien bearbeitet, um ihm die gewünschte Form zu geben, und wie er aus altem Sactuch Tragriemen macht. Die Schmuggelballen aber kennen wir. Alle Tage sehen wir ja Dugende aus unserem Dörfchen wegtragen und alle sehen sich so ähnlich wie ein Ei dem andern. Und den ganzen Handel leitet Giuseppe. Er ist der Schmuggler= häuptling. Er führt Buch über die Gin= und Ausgänge, kontrolliert, ratet, bietet die Schmuggler auf. Du trauft ihm so viel Organisationstalent, so viel Heimtüde, so viel Raffiniertheit gar nicht zu. In seinem Hinterstübchen ist das Schmugglerlager. Dort speichert er die ankommenden Ballen, die irgend ein Selfershelfer auf wadeligem Rarren mit zwei elenden Alappergäulein die steile Bergstraße hinauf schindet, auf, bis sie an ihren Bestimmungsort jenseits der Grenze gelangen können. Zeitweise geht Giuseppe selber mit seinem Schmuggelballen. Das ist ihm immer ein Freudenfest. Er geht mit großem Bergnügen auf die ein= samen Pirschgänge ins unwirtliche, abgelegene Grenzgebirge und hedt sich bei seinen Gangen neue strategische Blane aus. Die größte Lust aber ist es ihm, beim Ueberschreiten der Grenze möglichst nabe an der Nase der italienischen Finanzieri (Grenzwächter) vorbeizugehen, und bei der Rückfehr versäumt er ja nicht, ihre Zollkaserne mit dem lammfromm= sten Gesicht der Welt zu passieren und geduldig die Böllner in seinen Rudfad guden zu lassen. Sie kennen ihn längst als ihren ärgsten Gegner, aber erwischt haben sie ihn noch nie. So treibt er sein Handwerk mit der Leidenschaftlichkeit eines passionierten Jägers weiter. Wie lange noch? Vielsleicht schlägt auch ihm einmal die Stunde, von der er sagen muß, sie gefällt mir nicht.

Ich habe dem Giuseppe viele Stunden des einsamen Grenzaufenthaltes gewidmet und gar manches von ihm ersfahren, das nach seiner Aussage nicht jedem Sterblichen zu Gehör kommt. Immer hatte ich ein Scherzwort für ihn bereit und er ging stets bereitwillig darauf ein. So radebrecherten wir oft die längste Zeit in lustiger Weise. Ich behaupte aber nicht, daß die Disbute in salonfähigem Stil erfolgt seien. Aber wir verstanden uns und ich vernahm manches Schmugglererlebnis und manches Interessante aus dem Schmugglerhandwerk. Und Giuseppe schmuggelt nun in das fünfundzwanzigste Jahr und sein Bater hat's noch viel

länger getan und "so Gott will" will er's auch weiter tun. Borläufig aber bannt ihn der eiserne Bergbezwinger, der Winter, für einige Wochen an das Haus. Da sitt er denn lange Stunden, das Pfeischen im Mund, am offenen Feuer und verträumt die Zeit mit dem "Corriere della Sera", auf dem er große Stüde hält.

Ob Giuseppe das Berbotene seines Tuns nicht fühlt? höre ich fragen. Nein, er nicht und die andern Leute im Dorf auch nicht. Diese Grenzbewohner haben ganz andere Ansichten — ich hätte bald gesagt glüdlicherweise — als wir im Hinterland über den erlaubten und unerlaubten Grenzverkehr und die Zollschiftane. Giuseppe ist daneben übrigens kein schlechter Bürger und Christ. Seinen Schmugglererwerd versteuert er "redlich" und der Sonntag trifft ihn stets in der Frühmesse und auch dazwischen taucht er manchmaleine Finger ins Weihwasser. Auch an die eidgenössische Kriegssteuer hat er sein Scherslein beigetragen. Im Volksmund erzählt man sich eine Reihe Anekdoten von Giuseppe. Sie umgeben ihn mit einem gewissen Nimbus und machen ihn zum bekannten Mann des Grenzgebietes.

3. Unfere Nachbarn.

Auf der Einsattlung am Grenzübergang stehen zwei Shildwachhäuschen, das schweizerische und das italienische, beide mit dem Landeswappen geschmüdt, beide über und über mit den Namensverewigungen der Schildwachen bedectt. Fünfzig Meter diesseits die schweizerische Grenzbarade, fünfgig Meter jenseits eine italienische Alpinikaserne. Sier hausen unsere Nachbarn, die italienischen Grenzschutzruppen. Sie gehören zur sogenannten Territorialmiliz, mögen unserm Landsturm entsprechen, sind in eine schmutziggrune Felduni= form gestedt, sehr gut ausgerustet, aber feine begeisterten Rriegssoldaten. Oft kommen sie auf die Paghöhe, um da mit uns zu reden und Kameradschaft zu pflegen. Es läßt sich gut mit ihnen verkehren. Viele beherrschen die französische Sprache, einige auch die deutsche. Wochenlang war ein Wachtmeister hier, der das schönste "Zuridutsch" sprach, das man sich wünschen kann. Mehr als ein Jahrzehnt lang weilte er im schönen Limmatathen, bis ihn die Kriegsfurie ins fremd gewordene Vaterland verlangte. So tut er nun auf 2000 Meter Höhe seinen widerwilligen Dienst, er, der nie vorher die Berggeister geplagt hatte.

Vom Krieg reden sie nicht gerne. Begreiflich; sie haben ja wenig zu rühmen. Einige allerdings konnten sich nicht enthalten, ihrem Unwillen über den Krieg Ausdruck zu ver= leihen, und ein blutjunger Leutnant erklärte ganz offen, daß er ihn als ein großes desastro (Unglück) für Italien



Schweizer= und Italienerposten im Tessiner Grenzgebirge.

halte. Wegen uns seien sie nicht da, meinten einige, aber wegen den Deutschen, die halt doch einmal kommen könnten.

Für Schweizerstumpen sind sie gang besonders dankbar. Mit Wonne ziehen sie an dem edlen Kraut und blasen ge= schickt die blauen Wölklein in die Luft. Da werden sie gesprächig und verwünschen ihren "elenden Anaster". Nun verwundern wir uns nicht mehr, wenn sie hin und wieder ein recht großes Schmuggelpäcken "Schweizertubak" über die Grenze lassen. Dafür spenden sie uns aber hin und wieder einige Liter ihres feinen Beltliners, den sie alle Tage als Dessert friegen. So ist die Reutralität beiderseitig im besten Einverständnis gewahrt.

Bon der Paghöhe klettert ein Zichpfad auf einen Lug-

insland, der direkt an der Grenze liegt. Es ist ein herrlicher Bunkt, der sowohl Lichtblicke ins schöne Beltlin wie hinab zum Langensee und in das Talbeden der tessinischen Haupt= stadt gestattet. Einen berrlicheren Bunkt kann man sich kaum denken. Er ist denn auch sehr beliebt, bei uns sowohl wie bei den Italienern. Alle Augenblide sieht man deshalb an schönen Tagen Patrouillen oder einzelne Leute hinauf= gehen oder herunterkommen. Bald sind es italienische Soldaten, bald Schweizersoldaten. Das Weglein gilt still= schweigend als neutrales Gebiet, wenn schon die Spiken der Bidgade bald in unserem, bald im fremden Lande liegen. Dben aber ist schon hin und wieder auf dem Grenzstein, auf dessen einer Seite ein S und auf der andern ein J ein= gemeihelt ift, ein gemütlicher, durch und durch neutraler Jaß geklopft worden.

So leben wir im Grenzgebiet ein kameradschaftliches Leben, wie es sich bei Rulturvölkern gehört. Manchmal gibt's bei unsern Nachbarn einen Wechsel. Aber mit den

Neuen ift bald wieder Bekanntschaft geschlossen.

Nicht gerade beliebt ist bei den Italienern das Wachestehen, sonderlich bei Nacht und Regenwetter. Da ist ihr Schilderhäuschen denn auch manchmal leer. "Die Welt besteht tropdem weiter," hat einer einmal lachend erklärt. (Schluß folgt.)

mm Der verzauberte Wald. mm

Zwischen Sedan und Bar le Duc, von Nordwesten nach Gudoften hinstreichend, die starte Festung Berdun links und rechts flankierend, liegen die Argonnen.

Sonst ein weitgedehntes, vom Lärm des Tages fast unberührtes Stud Waldeinsamkeit und Naturfrieden, ist der Argonnerwald seit dem Herbst 1914 ein Tummelplat des wilbesten Rampfes geworden. Ein boser Zauberer hat hier Feld und Wald verwunschen und verwüstet, der Zauberer Rrieg.

Wer sich den Argonnen von der Ferne her nähert, der sieht die sanftgewellten, blagblauen Höhenlinien immer noch wie sonst den Horizont begrenzen. Aber wenn man näher kommt und in den Wald eintritt, dann ändert sich der Anblid. Wochenlang sind die Granaten durch die Wipfel der Bäume gesauft, Flieger haben Bomben auf sie herabgeworfen, Infanteriefeuer hat ihre Zweige versengt und entlaubt. An vielen Orten hat die Axt gewütet, um ein Schuffeld für die Ranonen ju gewinnen. Die Tannen haben ihre Aeste hergeben muffen jum Bededen der Soldaten= Unterstände, zum Drapieren der Geschütze, zum Unterhalt der zahllosen Lagerfeuer und Rochstätten.

Noch verwirrender sieht es auf dem Boden aus. Der ganze Wald ist durchflochten mit Tausenden von Kilometern Metalldraht jeder Art. Mit jedem Schritt stolpert man über Telephon- und Telegraphenleitungen, welche dicht über der Erde hinlaufen, bald in kleinen Rinnen verborgen, oft auch einfach durchs Gras gespannt. Längs den Wegen liegen "friesische Reiter", eine Art eiserner Bode, welche Die Stacheldrähte stüken und welche im Augenblid eines Ueberfalls in einigen Minuten aufgerichtet werden können und dann den Weg verbarrikadieren. Da und dort im Gebuich bilden die Drähte große Rechtede, welche sich durch nichts verraten, die aber besonders ausgesehte Stellungen behüten.

So weit das Auge reicht, verlieren sie sich nach allen Seiten in das Gehölz, fast eins mit den Brombeerstauden und den hohen Rräutern.

Das Vorrüden unter solchen Umständen ist also keine leichte Sache. Stolpert man nicht über Gifen= und Rupfer= drähte, halten einen die friesischen Reiter nicht auf, so läuft man Gefahr, in die Gräben einzubrechen, die quer durch das Gras laufen und mit Zweigen verdedt oder schon mit Moos überwachsen sind.

Eisenbahnschienen, täuschend hergerichtet und bloß bestimmt, den Feind irre zu leiten und an der Entdedung der Stellungen zu verhindern, welche die richtigen Schienen= wege verraten könnten, vervollständigen dieses Net von Schlingen und Sindernissen. Zu den falschen Geleisen gesellen sich oft falsche Unterstände, falsche Beobachtungs posten, faliche Batterien und Befestigungen, während man die echten Ranonen erst bemerkt, wenn man fast über ihre

Mündungen stolpert.

Der Wald ist voller Augentrug und zeigt fast ebenso viel falsche als wirkliche Hindernisse. Alles, was wirklich vorhanden ist, wird so sorgfältig und unauffällig wie mög= lich verborgen. Dabei hat man eine eigentümliche Beob= achtung gemacht: Alle einfarbigen Flächen sind auf große Entfernung hin vollkommen sichtbar; dagegen werden selbst lebhaft gefärbte sofort unsichtbar, wenn man sie mit anders= farbigen Streifen einfaßt oder quer durchzieht. Man behauptet, von allen Wesen in der Tierwelt sei auf die Ent= fernung das Zebra am schwierigsten wahrzunehmen. Darum bringt man an Häusern, Wagen, Unterständen und selbst Pferden eine solche geschedte Verkleidung an, um sie damit dem Feind unsichtbar zu machen.

Am allerseltsamsten und verwickeltsten sieht es aber hier unter der Erde aus, denn der ganze Grund des Argonner= waldes ist unterhöhlt. All die hunderttausende von Soldaten haben da in jahrelanger Arbeit mit Schaufel und Bidel ein solches Labnrinth von Gräben, Gängen und Söhlungen erstellt, daß man sich kaum eine Vorstellung davon machen tann. Da sind nicht nur die mannstiefen Schützengraben auf beiden Fronten, mehrfach parallel hintereinander und durch Laufgräben miteinander verbunden, da sind ganze Quartiere unter der Erde, Unterstände bis zu 6 Meter Tiefe, in die man in Bidgadwegen hinabsteigt, oft durch Betondächer noch besonders geschütt. Aeugerst sorgfältige Schlupfwinkel werden für Maschinengewehrabteilungen eingebaut, da diese Truppengattung sich fast dauernd darin aufhält und bei der Berteidigung eine sehr wichtige Rolle spielt. Oft stoßen von den vordersten Schützengraben aus Stollen bis wenige Meter an die feindlichen Stellungen heran, in welche man Horchposten hineinstellt. Hier lauscht der Soldat mit angehaltenem Atem stundenlang nach dem Feinde hin, während vielleicht drüben, man weiß nicht wo, hinter einer dunnen Zwischenwand ein anderer Mann das gleiche tut. Zuweilen halten die Arbeitenden, die einen Laufgraben aushöhlen, plöglich inne, denn sie hören, wie auf der entgegengesetzten Seite die Feinde sich auf gleiche Weise nähern. Sie bleiben wie gebannt stehen und erwarten den Zusammenstoß. Die Besatzungen der vordersten Linien sind übrigens nie sicher, einmal mit ihrer ganzen Einrichtung in die Luft zu fliegen, weil es dem Gegner gelang, eine Mine bis unter ihren (Jugendpost.) Graben zu treiben.

Das neue bernische Gesetz über Licht= spielwesen und Schundliteratur.

Von A. Rollier.

Schon höre ich einen geistig feiner organisierten Menichen sagen: "Wie kann der Staat durch ein Polizeigeset versuchen wollen, sinnenmäßige und gedankliche Borgange zu regeln? Selbst Auswüchse lassen sich auf diesen belikaten